Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 35

Artikel: Neapel - kurzer Aufenthalt

Autor: Rychener, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646525

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und quer, immer von neuem gefesselt, gebannt, nie müde werdend all der Schönheit, die uns umgibt. Man versteht Max von Schenkendorfs Begeisterung für Nürnberg, wenn er singt:

Wenn einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll.

Dich nimmer noch veraltet,
Du treue, fleiß'ge Stadt,
Wo Dürers Kraft gewaltet
Und Sachs gesungen hat.

Anmerkung der Redaktion: Heute Samstag, abends 8 Uhr, findet auf dem Hauptmarkt in Nürnberg eine Gustav Adolf-Kundgebung statt, die im Radio auf die Sender Königswusterhausen, München, Köln, Frankfurt-Stuttgart, Breslau, Leipzig und Stockholm übertragen wird

Der Brand in Grindelwald.

Am 18. August 1892.

Am 18. August waren es 40 Jahre her, seit das Dorf Grindelwald von einer furchtbaren Brandkatastrophe heimgesucht wurde. Hell und klar stieg an jenem Tage die Sonne am wolkenlosen Himmel empor. Scharf hoben sich die Bergspitzen von ihm ab, als wären sie über Nacht näher gerückt. Der Föhn wärmte und trocknete die Luft. Die Grindelwaldner Bauern schlossen ihre Häuser und zogen mit Weib und Kind in die Heuwiesen hinauf. Andere waren als Führer und Träger schon in der ersten Morgenfrühe mit Fremden in die nahen höchsten Berggipfel gestiegen. Die Züge von Interlaken waren überfüllt. Alle wollten den herrlichen Sommertag nutzen und genießen; denn so hell und klar traf man's selten. Gegen Mittag nahm der Föhn zu, die Hitze stieg. Die Gasthöfe wimmelten von fremdem Volke, am meisten das Hotel „Bär". Plötzlich erklang durch die Stille des Dorfes das Feuerhorn. Das Mansardendach des östlichen Flügels des Hotels „Bären" stand schon lichterloh in Flammen. Wie ist der Brand entstanden? Niemand kann es genau sagen. Wahrscheinlich hat der Wind einen Funken aus der Restaurationsküche zu einem offenen Mansardenfenster hineingetragen und das Dach entzündet. Großrat Fritz Bohren erblickte dort als Erster den Brand. In fliegender Hast stieg er mit einigen Männern hinauf, band sich an ein Gletscherseil und wagte sich mit dem Hydrantenschlauch auf das Dach hinaus. Als er den Strahl auf die rauchenden Schindeln richtete, schlug ihm die Lohe mannshoch daraus entgegen, und im Nu stand alles in lichten Flammen, so daß er sich nur mit großer Lebensgefahr retten konnte. In einem Augenblick wurde es lebendig auf dem Platze. Aus allen Ausgängen stürzten Gäste und Bedienstete mit Koffern oder sonst in der Eile zusammengerafften Reise-Effekten heraus; Schrecken und Todesangst starrten aus allen Gesichtern. Schon ist der ganze Dachstock des Ostflügels nur noch ein Flammenmeer, schon flackert es in Qualm und Glut auch vom Nordflügel auf, schon dringt der Ruf in die untersten Stockwerke: „Alles heraus, niemand mehr hinein, rettet euch, sauvez les hommes!" so hallt lange eine mächtige Stimme durch den weiten Hof und hinauf in die qualmenden Etagen des vierstöckigen, hölzernen Gebäudekomplexes. Das 270 Betten fassende, zur Zeit über 250 Gäste zählende Hotel ist nicht mehr zu retten, ebensowenig das zirka 50 Meter davon entfernte hübsche Winterhotel. Plötzlich versiegt der Wasserstrahl; das durch die große Trockenheit der letzten Tage sonst schon mitgenommene Reservoir ist erschöpft, und im Nu schlagen an Dutzend andern Punkten die Flammen empor. Jetzt wurde es mit furchtbarer Gewißheit klar, daß der ganze westliche, in der Windrichtung gelegene Teil von Grindelwald unrettbar verloren war. Schon standen auch das große, alte Haus jenseits der Straße, mit Schmiede, Bäckerei und der Wirtschaft Helvetia, die Scheune und die Stallungen des „Bären", in welchem sich 70 Pferde befunden haben sollen — wovon jedoch alle gerettet werden konnten — in hellen Flammen. Durch die Straßen ertönten die schaurigen Notsignale der Lokomotive der Berner Oberlandbahnen; das wütende Element hatte bereits auch den Bahnhof nebst dem Güterschuppen ergriffen, und nur der Energie und Geistesgegenwart des Lokomotivführers gelang es, den überfüllten Zug, dessen Packwagen schon in Flammen stand, aus dem gräßlichen Feuerregen zu retten. Kaum hatte der Bahnhofvorstand nach Interlaken telegraphiert, der „Bären" brenne, mußte er sich in höchster Eile aus dem lichterloh brennenden Stationsgebäude retten. Eine halbe Stunde nach dem Ausbruch des Feuers waren schon sechs große Gebäude zu glühenden Scheiterhaufen geworden, aus denen immer neue Feuerbrände aufflogen. Wohl eilten von den benachbarten Gemeinden zahlreiche Mannschaften mit ihren Feuerspritzen herbei, sogar die Meiringer erschienen auf der Unglücksstätte. Aber es gelang ihnen bloß, einige gefährdete Häusergruppen zu retten. Auch Thun und Bern hatten Abteilungen ihrer Feuerwehr auf Pikett gestellt, ein Berner Detachement kam sogar bis Interlaken. Am nächsten Mittag rückten 50 stramme Artillerie-Rekruten von Thun her mit ihren Offizieren im Gletschertale ein, um den Wachtdienst zu versehen und die Gluten löschen zu helfen. In zwei Stunden sind 44 bewohnte und 72 unbewohnte Gebäude gänzlich vernichtet worden. Der Gesamtschaden bezifferte sich auf Fr. 1 600 956.85, wovon Fr. 1 027 629.40 durch Versicherung gedeckt war. Vielen Bewohnern Grindelwalds war alles verbrannt, und der Gletscherpfarrer Gottfried Straßer hatte eine große Arbeit, den Unglücklichen Trost und Mut zuzusprechen. Zur tatkräftigen Unterstützung der Brandgeschädigten von Grindelwald und St. Stephan — auch dort hatte am gleichen 18. August 1892 der Föhn eine Feuersbrunst entfesselt — veranstaltete er eine Sammlung von Liebesgaben, die im ganzen Schweizerlande schönen Erfolg hatte.

G. L., I.

Neapel — Kurzer Aufenthalt.

Von Hans Rychener.

Durch das Wagenfenster erblicke ich besonnte Rauchwölklein, die froh in morgentlichen Südhimmel hinausschweben und rückwärts weisen auf ihre Heimat, den Vesuv. Sie verraten: Neapel, mein heutiger Aufenthaltsort, liegt nicht mehr ferne.

Mit hastiger Eilfertigkeit pufft der Dampfzug durch schlafendes Rebengelände der blaßblauen, beräuchelten, sanften Kegelsilhouette entgegen. Rasch erscheinen Vorboten der südlichen Großstadt: Erwachende Häuser, Uebergänge mit wartendem Langohr und Caretta.

Es ist eine bunte Schar, die in Neapel den rastenden Schnellzug aus Rom verläßt. Getreue des Regimes in glänzender Uniform, katholische Priester, bekofferte Kaufmänner, die letzte Tageszeitung halb in der Rocktasche. Zahlreiche Vergnügungsreisende, worunter Landsleute in strahlendem Ferienbehagen. Alles strömt über den bedachten Perron nach der Bahnhofhalle, neben der gewaltigen, zischenden Dampflokomotive vorbei, die ihr zierliches Liktorenbündel vor sich hin hält und als fascistischer Würdenträger weiter dient.

Nachdem ich mir vorgenommen habe, für heute meinen Bädeker zu pensionieren, Neapel auf der Hinreise nach Sizilien durch zielloses Schlendern etwas kennen zu lernen, versorge ich den Reiseführer wohl in der Tasche. Und ich bin den ganzen Tag nie in Versuchung gekommen, ihn zu Rate zu ziehen.

Schon bin ich drunten am Meer und blicke auf seinen weiten träumenden Spiegel. Dann folge ich schlendernd

der holprigen Pflasterstraße dem Ufer entlang, zur Rechten eine besonnte, schmutzige Front hoher, altstädtischer Steinhäuser. Die Straße scheint neu belebt. Malerische, zweiräderige Gemüsekarren, deren riesenhafte Räder die eingespannten Maultiere überragen, rattern über die grobe Pflästerung dem Stadtinnern zu. Dunkle, feurige Burschen kleben an den schwer beladenen Zweirädern und treiben die schellenden Tiere. Allerlei Händler mit Orangen, Zitronen, Fischen und Gebäck lauern und suchen nach Absatz. Laute, langgezogene, melodieartige Anpreisungen ihrer geübten Kehlen verlieren sich in finsteren Seitengäßchen. Links das sanfte Ufer. Eine schwarze Frau breitet auf dem Sandboden Wäsche zum Trocknen aus. Braun gebratene Burschen liegen müßiggängerisch in Sand und gleißender Vormittagssonne. Und drüben an der Bucht das sonnübergrellte Wahrzeichen der italienischsten Stadt: Der Vesuv.

Wie köstlich, so ziellos durch die fremde Stadt zu treiben, begleitet von südlicher Pracht!

Sich zwischen die Straße und das Meer verschiebende Handelshafenanlagen sind sicher abgeschlossen mit Eisenzaun und Militär. Auch das mächtige Kastell draußen im Meer ist nicht zu betreten. Ein eigenartiger Anblick, dieser kraftstrotzende Schutzmann Neapels. Leichte Wellen versuchen vergebens, seinen urgewaltigen, felsigen Untergrund hinaufzuklettern.

Hier vorne zeigt die Stadt ein anderes Gepräge, ein europäischeres: Saubere Hotels, Asphaltstraßen und Luxusautomobile. Der schattige, gepflegte Palmenpark mit herrlichen Wasser- und Gartenanlagen ladet zu längerem Verweilen ein. Reife Meerluft dringt in seinen wohligen Schatten und vermengt sich mit frischem Pflanzenduft. Man sollte den ganzen Tag hier auf einer Bank sorglos ruhen, sich erlaben an der wohltuenden Weite des Meeres und seine südlichen Träume belauschen!

Nach dem Mittagessen — natürlich Makkaroni und feuriger Rotwein — streife ich ins Stadtinnere. Es ist ein brütender Nachmittag. Die Sonne tut das ihrige. Ebenso wie Durst läßt sie zahlreiche kleine Erfrischungshäuschen gedeihen. Eiltrinkbuden sind's. Ueberall von Durstigen umringt. Ungeduldig harrende folgen den Bewegungen des Allmächtigen drinnen, der fachmännisch hinter einem Zitronenberg seines Amtes waltet, Zitrone um Zitrone erliegt seiner riesigen, klappernden Handpresse.

Im Schatten eines Hauses lärmen struppige Männer. Sie liegen im Staub und spielen Karten. Ein dunkles Seitengäßlein hat kaum die Breite für ein Liebespärchen. Oben drücken sich die finstern, hohen Hauswände eng zusammen, um leidvolles Dasein zu verhüllen. Hoch an Drähten trostlos hangende Wäsche läßt kaum das beglükkende Blau durchblicken. Düstere Türöffnungen glotzen sich gegenseitig an. Vergitterte Fenster starren ins Halbdunkel. Der Blick fällt hinein in finstere Räume, wo glühende Kohle halberloschener, offener Herdfeuer gespenstisch aufleuchtet und das Vorhandensein erbärmlicher Schlafstätten verrät. Aus den überirdischen Wohngruben schleicht schwere, leblose Luft. Hie und da kreischen Stimmen unsichtbarer Menschen. Irgendwo wird gegeigt. Ein bärtiger Mann kniet hinter einem knisternden Feuer vor der Tür. Dann nimmt mich wieder eine lichtdurchflutete, lebensfrohe Gasse auf und: erleichterndes Atmen.

Von einer nahen Piazza lockt volles Marktgeräusch. Ein wildes Durcheinander von Brüllen, Schreien, Kreischen und Klingeln. Sogar Trompetenstöße. An einer Wand kleben Buden mit buntem Kram, Süßigkeiten, Früchten, Heiligenbildern und Ansichtskarten, alles mit Staub überzogen. Der nie fehlende Duce, Papst und der König bleiben unverschont. Ein Mann mit Ohrringen brüllt sich heiser an Hosenträgern. Irgendwo gackern Hühner. Eine blühende Frau geht mit bebenden Hüften vorüber, trägt auf dem Kopf eine schwere Last, einen Korb mit Wäsche. Dann ertönt wieder der eintönige, metallene Hufschlag eines schlappen Maultiers, das einen Zweiräderkarren mit Zitronenlast durch das Gewirre drängt. Ueberall lebhaftes, gerissenes Handeln und Verhandeln. Ein korrekter Deutscher ist nach einer Bädeckersehenswürdigkeit unterwegs. Er schwitzt ordentlich. Besser ins Bild paßt ein gemächlicher Priester, dem ich zuschaue, wie er Salat kauft. Mehrere wild diskutierende Schuhputzer lagern in einer Reihe am lärmenden Platz. Beim Vorübergehen beginnen sie mit ihren Schuhbürsten auf ihre Materialkisten zu klopfen, veranstalten so ein ungewohntes Holztonkonzert. Taktfest und eindringlich, mich lebhaft an meine staubigen Schuhe mahnend. Zwei saubere Karabinieri schreiten gemessenen Schrittes einher, plaudern, werfen ab und zu ihren unverwirrbaren Blick musternd über das bunte Getriebe. Weiter: Gassen, Gäßchen, Mauern, Händler, Staub und Staub. Ein Metzger hat Fleischstücke im Schatten seines Hauses in der Auslage. Sie sind hübsch mit Blumen garniert. Unweit spielen halbnackte Kinder im Staub. Etwas weiter. Ein Körbchen baumelt in der Höhe, schwebt herunter. Die lange Schnur, an der es schaukelt, zeigt hinauf zum Balkon des dritten Stockes. Dort lehnt eine Frau über das Eisengitter. Sie wartet, bis unten der fette Bäcker aus dem niedrigen Laden herauswackelt und Brot das ruckweise aufwärtsschwebende Körbchen belastet. Kurz darauf erhalte ich eine Dusche lauen Wassers. Ich verzeihe. Es war für die dürstende Blumenpracht eines Balkons bestimmt. Dann versucht ein redegewandter Kartenverkäufer, mir äußerst dürftige Ansichten mit allen seinen Künsten aufzuschwatzen. Ich muß den Mann bewundern, die Ausdauer! Den Preis senkt er auf einen Drittel, und er verfolgt mich noch weit. Ein surrend daher wogender Straßenbahnwagen ist voll besetzt. Der Führer hat's bequem, er sitzt an der Kurbel. Und hinten auf dem Anhängeklöppel schaukelt glücklich vergnügt ein schwarzer Straßenjunge mit zerlumpter Hose und Mütze. Mit schadenfrohem Behagen blickt er auf die armen Fußgänger, währenddem der Kondukteur im Wagen das Fahrgeld einzieht.

Am späten Nachmittag lande ich, vergnügt ziellos mit dem allgemeinen Menschenstrom schwimmend, irgendwo bei einem Kino. Spannende Helgen, die eine schmutzige Hausecke umhüllen, scheinen dem herbeiströmenden Volk Außerordentliches zu versprechen. Nach der Eroberung einer Eintrittskarte muß ich mich in einem finsteren Vorführungsraum selbst zurechtfinden. Auch hier ist das lärmende, singende Neapel zu Hause. Ueberall wildes Diskutieren, das von Singen, Johlen und Pfeifen begleitet eine eigenartig gehobene Stimmung schafft. Aufsteigende Rauchwölklein trüben den Blick auf die flimmernde Leinwand. Doch bald gewöhnen sich die Augen daran. Mehr Anpassungsfähigkeit fordert eine andere Tatsache. „Auf den Boden spucken verboten", heißt es in vielen Räumen, etwas nördlicher. Nun, das Klima macht ein Volk. Uebrigens: Mit Sitzplatz für eine Lire (ca. 27 Rappen) darf man wirklich nicht allzu großen heimatlichen Komfort verlangen.

Vorn auf der Leinwand fristet buntes Allerlei der letzten Zeit sein kümmerliches Nachleben. Sportliche Veranstaltungen. Dann Uebergang zur Politik. Mussolini schreitet unter schwungvollem, festlichen Aufmarsch daher, um auf einer Erhöhung Fliegerauszeichnungen zu verabfolgen. Dann eine nationalsozialistische Massenkundgebung in Deutschland. Sie wirkt plump im Gegensatz zur italienischen Fliegerfeier. Nur Hitler, der eine Ansprache hält, erinnert mich an den unermüdlichen Mann draußen auf dem Markte, der sich an Hosenträgern heiser brüllt. Unmittelbar folgend: ob absichtlich? — Bilder aus einem Puppenatelier. Werdegang lebendiger Puppen. Abzirpende Uhrwerke mit Händen, Kopf und Füßen stelzen unter süßer Musik umher. Hierauf große Pause. Ein massiges Holztor kracht in allen Fugen und — öffnet sich. Luft und Sonne einer Gasse strömen in den raucherfüllten, berstenden Lichtspielraum. Schulpflichtigen scheint hier der Eintritt nicht verweigert, sperzen doch Säuglinge im Schoße

ihrer Mutter. Soldaten, Händler, Angestellte, Lehrlinge, Schüler und zweifelhafte Nichtstuer, alles sitzt glücklich vergnügt lärmend beisammen. Schlanke Burschen, ein farbiges Halstuch um den Hals, die Mütze schief über den dunklen, wilden Augen, drehen Zigaretten, stecken sie gewandt in den Mundwinkel, rauchen sorglos und plaudern. Geschäftig klirrt ein Kinomann durch den besetzten Raum, wiegt auf der Linken ein Brett Gläser mit Zitronenwasser. Ungeduldiges Klatschen fordert die große Nummer. Der wilde Pausenlärm bricht ab, weicht einer kurzen, schüchternen Stille. Dann fällt der aufleuchtende Lichtkegel nach vorn und bringt die feurige Schar allmählich wieder in Wallung. Laut geschrieene Bemerkungen, Gedanken und wildes Händefuchteln verrät inniges Mitleben. Eine tollkühne, ehrliche Matrosengestalt erobert sich rasch die Sympathien des unverwöhnten Publikums. Ein Liebesfilm natürlich, rabiat-sentimental. Harte Kämpfe, Entführungen, Verhaftungen. Auch ein Stück Neapel! Ich verlasse den Kino, um unter abendlicher Sonne noch einiges zu betrachten. Kräftiges Abendessen — und schüchtern schleicht wohlige Dunkelheit in die bunten verwallenden Gassen. Noch verlieren sich im zahllos belichteten Häusermeer abgerissene Töne der Tanzmusik eines Abendlokals — dann umwogt mich wiederum vertrautes Bahnhofleben mit seiner ferienbeglückenden Musik in der lichtfrohen „Stazione centrale".

Von Neapel rollt der eilige Nachtzug unter gestirntem Himmel südwärts. Durch völlige Dunkelheit windet sich der Eisenstrang an ein wildes Steinufer und folgt ihm während der ganzen Nacht. Auf halber Höhe schmiegt sich der rasende Zug an die dunkle Felswand. Rechts senkrecht unten begleitet das dumpf rauschende Meer die singenden Schienen und unterbaut mit seinen Orgeltönen das ausklingende Napoli ...

Die Quelle des Glücks. 7

Roman von Erich Kunter.

Der Jude machte eine lächerliche Bewegung des Entsetzens. „Wohin denken Sie, mein Bester, ich habe Ihnen weit mehr geliehen, als Sie kreditwürdig sind."

„Machen Sie keine Flausen, Herr Gersinsky. Sie sehen, ich habe keine Zeit, Herr Baron Plessen wartet auf mich. Prolongieren Sie den Wechsel und leihen Sie mir sofort noch 5000 Mark."

„Gott soll mich schützen; — kann Ihnen nicht leihen die 5000 Mark."

„Ich will Ihnen was sagen, Herr Gersinsky, in zwei Stunden komme ich wieder, und dann legen Sie mir die 5000 Mark dort bar auf den Tisch, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist. Ich lasse nicht mit mir spassen, hören Sie?! Unbedingt brauche ich noch heute das Geld. Ehrenschuld. Verdammt! Habe gestern Pech im Spiel gehabt. Dreitausend Mark verlieren. Herr Baron, das ist auch für mich kein Pappenstiel. Das ist mir wirklich noch nie passiert. Ich kann mich auch nicht begreifen, wie ich so närrisch spielen konnte! Der Teufel soll die Karten holen!"

„Und nun soll ich Ihre Spielschulden bezahlen?" klagte der Wucherer, „ich bin ruiniert ..."

„Um sechs Uhr bin ich zurück und hole mir das Geld ab."

„Und de Sicherheiten?" jammerte Gersinsky.

„Sagen Sie mir, was Sie verlangen, aber schröpfen Sie mich nicht zu sehr, sonst ist meine Geduld zu Ende. Sicherheiten? — Wenn Ihnen meine Person nicht sicher genug ist, — genügt Ihnen nicht die meines Vaters?"

„Ihren Vater in Ehren. Aber wenn er, gesetzt den Fall, nicht für Ihre Schulden aufkommt? — Nein, ich will Sicherheiten."

„Mann, sind Sie verrückt?"

„Sicherheiten!" schrie das Männlein, außergewöhnlich erregt, „sonst keinen Pfennig mehr!"

„Aber, Herr Gersinsky", lenkte Otto ein, als er merkte, daß es dem Juden ernst war. „Sie haben bisher doch keine solche Bedingungen gestellt. Was wollen Sie denn?"

„Kommen Sie her, Herr Schlehauf", sagte der Pfandleiher leise und beugte sich über den Ladentisch hinüber. „Ich kann es nicht anders machen. Geben Sie mir eine Sicherheit. Ein kleines Scheinchen. Ist ja nur Formsache. Sie verpfänden mir das Paket Klingenmoos-Aktien, das in Ihrem Besitz ist ..."

Schlehauf fuhr betroffen zurück. Plötzlich war er sehr ernst geworden und stand ganz verduzt da.

„Woher — woher wissen Sie, daß ich die Aktien besitze?"

„Das tut nichts zur Sache!"

„Sie können es nur von Borst erfahren haben, dem ich gelegentlich unseres Kartenspiels davon sagte."

Der Baron interessierte sich wenig für die Unterhaltung der beiden. Als der Name „Borst" fiel, horchte er auf. Diesen Namen hatte er nun schon in einer Anzahl merkwürdiger Geschichten nennen hören. Was für eine geheimnisvolle Persönlichkeit war das, die unsichtbar irgendwo saß, aus dem Hinterhalt ihre Figuren dirigierte und die Fäden in der Hand hielt, an denen Menschen und Schicksale durcheinander wirbelten?! —

Otto Schlehauf raffte sich zusammen. „Gut", sagte er entschlossen, „Sie sollen Ihre Sicherheit haben. Aber glauben Sie nicht, daß Sie mich damit zu irgendwelchen düsteren Machenschaften mißbrauchen können! Sie haben mich jetzt gewarnt. Ich werde auf alle Fälle innerhalb kurzer Zeit das Geld zusammenbringen, das ich Ihnen schulde, und dann sind Sie für mich erledigt."

„Kommen Sie nachher wieder", entgegnete Gersinsky, „Ihr Wunsch ist dann erfüllt."

Die beiden „Kunden" des Pfandleihers verließen den Laden; Gersinsky tippelte zum Fernsprecher.

Borst, den er anrief, war zugegen.

„Schicken Sie mir sofort 5000 Mark gegen den vereinbarten Zins. Die Sache klappt. Schlehauf verpfändet die Aktien. Aber Ihre Bedingungen sind nicht coulant. Ich muß doch auch was verdienen. Hören Sie ...."

Aber der andere hörte schon nicht mehr.

*

Mit dieser Szene in dem schmierigen Laden „Zur goldenen 17", mit der leichtfertigen Unterhaltung leichtfertiger Gesellen begann im Grunde genommen das Verhältnis zwischen Walter von Plessen und Hedwig Schlehauf. Hätte sie geahnt, in welch unschöner Weise über sie als Objekt, gleichsam als Heiratsware, dort verhandelt wurde, so wäre sie zweifellos weder dem Bewerber, noch ihrem Bruder auf den Leim gegangen.

Otto hatte von jeher seine Schwester in den Kreis seiner Spekulationen einbezogen. Er rechnete so: der Herr X. aus den höchsten Kreisen mußte ihm Zutritt in der Gesellschaft verschaffen. Das war Erfüllung seines brennendsten Wunsches und würde ihm gleichzeitig geschäftlich von Vorteil sein. Wenn nun seine Schwester diesen Herrn X., der natürlich nur unbemittelt sein konnte, (wer sollte sich sonst für eine reiche Bürgerliche interessieren?) heiratete, so war allen dreien geholfen: die Schwester bekam den Märchengrafen, der Herr X. die dringend benötigten Moneten und er selbst den Anschluß an die vornehmen Familien, weitere Kredite und geschäftliche Erfolge.

Es gelang ihm zunächst bei seiner Mutter, sie von den weittragenden Folgen seiner Ansichten und Pläne zu überzeugen.

Die gute Frau, deren größte Schwäche wohl ihre mütterliche Eitelkeit und das „Streben über ihren Stand hinaus"